

von der gemeinen Natur.“ Vornehmheit ohne Wahrhaftigkeit ist nur heuchlerischer Schein, und echt adeliger, edeler Sinn ist ohne Wahrhaftigkeit nicht möglich. Schon der Knabe schätzt und bewundert ganz besonders Tapferkeit und Mut. Nun: Lüge ist Feigheit, der Wahrhaftige aber ist mutig und tapfer; er scheut es nicht, die Folgen seines Tuns auf sich zu nehmen, darf aber nun trotz allem sein Haupt hoch halten und hellen Auges auch dem ins Auge schauen, der ihn zur Rechenschaft für sein Tun ziehen muß, der aber doch auch nicht anders kann, als ihn um seiner bescheiden stolzen Wahrhaftigkeit willen lieb gewinnen. Und in seiner Wahrhaftigkeit hat dann der Mensch einen immer wirksamer werdenden Schutz gegen alles Schlechte. Wem es nicht anders möglich ist, als wahrhaftig zu sein, der wird unwillkürlich bei seinem Tun mehr und mehr achtsam werden, und ihm wird sich immer kräftiger die Frage aufdrängen, ob er auch imstande sein werde, das offenen Auges zu verantworten, was er im Begriff ist zu tun. So wächst aus der adeligen Gesinnung der Wahrhaftigkeit eine immer stärker werdende Herrschaft über die schlechten und bösen Triebe des Menschenherzens hervor und mit ihr das köstliche Gut der inneren Freiheit; und dies um so mehr, als der wirklich Wahrhaftige nicht nur andern gegenüber wahrhaftig ist, sondern vor allem auch sich selbst gegenüber. Wer gegen sich selbst wahrhaftig ist, der nimmt sich scharf ins Gericht, er vertuscht nichts, und unerbittlich deckt er sich selbst die eigenen kleinen Unarten wie großen Verkehrtheiten und Verfehlungen auf; und wer sie erst sieht als das, was sie sind, der wird sich gegen sie wenden, und immer sieghafter wird er sie bekämpfen. Werden Sie edle, freie Männer, und um das zu werden und zu sein, halten Sie in Ihrem ganzen Leben unbedingte Wahrhaftigkeit hoch.

Und nun zuletzt das, was Sie einst als Erstes gelobt haben, gottesfürchtig zu sein.

Das Wort, das einst E. M. Arndt und dann Bismarck gesprochen: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt“ wird gern wiederholt, und man hört es so oft, daß man unsicher werden und sich fragen mag, ob nicht das Wort bei allzuvielen, die es brauchen, gar etwa zum bloßen Worte geworden ist und so tatsächlich sich selbst aufhebt. Von dem, was man hat und ist, redet man nicht viel, wohl aber von dem, was man nicht hat und nicht ist. Die echte Gottesfurcht wächst nicht auf der Gasse, wenn auch der Keim in jedes Menschenherz gelegt ist. Um sie recht zu verstehen, tun wir gut, uns zu vergegenwärtigen, wie im Laufe der Menschheitsentwicklung auch dieses Wort in seiner Bedeutung sich gewandelt, einen volleren Sinn erhalten und sich vertieft hat. Der Deisdaimon der Alten, der Gottesfürchtige im ursprünglichen Sinne, fürchtete voller Scheu die unbedingte Übergewalt der Gottheit, so daß die Empfindung der scheuen Furcht vor einer etwa auch willkürlich oder gar rachsüchtig wirkenden göttlichen Macht das Wesentliche in der Gottesfurcht war. Aber die Liebe treibt die Furcht aus; und das ist das Große des echten Christentums, daß es dies für die Menschheit gewirkt und den Geist der Kindschaft in sie eingepflanzt hat, der da trotz allem ruft: Abba, lieber Vater! So ist aus knechtischer Furcht und Angst kindliche Ehrfurcht geworden in den Herzen derer, die Gott wahrhaft gesucht und gefunden haben. Solchen ist Gott Alles in Allem, und ihrem Empfinden hat Augustin wundervollen Ausdruck in dem Ihnen, meine lieben Abiturienten, wohlbekannten Worte gegeben: „Du, Gott, hast uns gemacht zu dir, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in dir.“ Das ist wahre, echte Gottesfurcht, die beseligt, die in Gott Friede und Genüge findet, die zum Siege stark macht und alles Ungöttliche überwindet. Darum als das Köstlichste wünsche ich Ihnen solche von den Schlacken des Unverstandes gereinigte wahre Gottesfurcht; und wenn Sie diese gewinnen, dann haben Sie alles, und Sie werden erfüllen, was Sie einst als Schüler gelobt hatten für Ihre Schülerzeit, was aber zum Gelöbniß werden möge für Ihr ganzes Leben.

Zwei Schulreden.

Von

Gymnasial-Direktor Dr. Dieck.

1. Festrede am 27. Januar 1911 über Fichtes Reden an die deutsche Nation.
2. Rede zur Entlassung der Abiturienten am 25. Februar 1911.

Beilage zum Jahresberichte
über das Kgl. Domgymnasium zu Verden.

Ostern 1911.

Verden 1911.

H. Söhl's Buchdruckerei.

1911. Progr.-Nr. 433.

I. Festrede am 27. Januar 1911 über Fichtes Reden an die deutsche Nation.

Sehr geehrte Festversammlung!
Liebe Schüler!

Wieder ist im Umschwunge der Jahre Kaisersgeburtstag herangekommen, und mit uns feiern diesen Tag auf dem ganzen Erdenrund alle, die stolz sind, Deutsche zu sein. In unserm Kaiser fühlen die Herzen aller rechten Deutschen sich eins. Denn wie er einerseits selber nur des Reiches erster Diener und unseres Vaterlandes treuster Sohn sein will, und wir in ihm den verehren, der wie kein anderer von entscheidendster Bedeutung für unser Vaterland ist, so ist er andererseits gerade als der, der an des Reiches erster Stelle steht, uns auch zugleich die lebendige Verkörperung unseres im Reiche geeinten Vaterlandes; und indem wir den Jahreshochtag im menschlichen Leben unseres Kaisers mit ihm als die Seinen, die zu ihm gehören wie er zu ihnen, in getreuer Mitfreude feiern, werden wir gleichzeitig unseres Vaterlandes froh. Aus solcher Freude wächst aber ernste Mahnung für uns alle. Was wir haben, es ist nicht bloß geworden als reines Geschenk des Himmels, sondern die uns vorangegangenen Geschlechter haben es in ernster, heißer Arbeit geschaffen, daß wir mit den Kräften, durch die es gewirkt wurde, nun es auch bewahren, erhalten und noch herrlicher machen sollen. Deshalb wendet sich am Geburtstage unseres Kaisers gern der Blick in die große Vergangenheit unseres Volkes, um aus ihr und an ihr wie stolze Freude, so auch die Empfindung ernster Verpflichtung zu gewinnen. Immer wieder gerade in den jetzt ablaufenden Jahren zieht es unsere Gedanken zu den großen Ereignissen, die vor 100 Jahren sich vollzogen; und zu den schönsten und größten Zeiten unseres Volkes gehören jene Jahre, in denen auf den tiefen Sturz die stille, eiserne Arbeit der Selbsterneuerung und dann der glorreiche Sieg folgte.

Unter den Männern, die den neuen Geist zur hellen Flamme anfachten, steht in vorderster Reihe Johann Gottlieb Fichte, der erste gewählte Rektor der neuen Universität Berlin, die damals gegründet ward, damit sie mithilfe, nach dem Worte Friedrich Wilhelms III., durch geistige Kräfte zu ersetzen, was an physischen Kräften der Staat verloren hatte. Ein Wecker solcher geistigen Kräfte war Fichte; wie kaum ein anderer hat er den Geist stolzer, opferfreudiger Vaterlandsliebe wachgerufen gerade in den Kreisen der Gebildeten, die die begeisternden Führer des Volkes im bevorstehenden Kampfe werden mußten; und durch nichts hat er so gewirkt, wie durch seine Reden an die deutsche Nation, die er im Winter 1807/08 zu Berlin im runden Saale der Akademie hielt, während unter den Fenstern die Trommeln der französischen Truppen wirbelten.

Wer heute diese Reden liest, den mutet zuerst manches seltsam an. Hart und schroff klingt Fichtes Rede; eckig, ja scheinbar schwerfällig, und oft genug nicht leicht übersehbar ist der Bau seiner Sätze; und seine Gedanken sind nicht frei von Wunderlichkeiten und Übertreibungen. Aber dergleichen ist nicht das Wesentliche. Wer in diese Reden sich wirklich vertieft und, wieder und wieder lesend, mit kräftiger Gedankenarbeit und mit einem für Höheres empfänglichen Sinne eindringt in ihren Gehalt, den weht bald ein Geist an, der ihn packt, hebt und mit sich fortreißt.

Auch Fichte hatte einst weltbürgerliche Ideale gehabt. Da erfolgte der furchtbare Zusammenbruch Preußens und damit Deutschlands. Der Franzosenkaiser wurde der gebietende Herr

in deutschen Landen, und Deutschlands Söhne mußten für ihn bluten, um ihm Sieg und Ruhm gewinnen zu helfen. Das Bewußtsein solch schmähhlicher Knechtschaft empörte Fichtes stolzen Sinn, ihm ging die Bedeutung der einzelnen Nationen innerhalb der Menschheit als deren organische Glieder auf, und damit wurde ihm das Bewußtsein von einer einzigartigen Größe des deutschen Volkes lebendig. Dies Bewußtsein ist die Voraussetzung für die Gedankenentwicklung in seinen Reden an die deutsche Nation.

Vor verhängnisvoller, schwerwiegender Entscheidung sieht Fichte jetzt die Deutschen stehen, und er weckt ihnen die Erinnerung an die große Vergangenheit ihrer Ahnen und damit an das, was sie selbst sein können und sollen. Warum ließen sich die alten Deutschen durch die überlegene Kultur der Römer, ihre Genüsse und ihre Herrlichkeit nicht bezaubern und locken? Klar war es ihrer Empfindung, daß, wenn sie jenen Lockungen folgen würden, sie notwendig ihre Eigenart verlieren und aufhören müßten, Deutsche zu sein; und so erhoben sie sich für ihre Freiheit, in der allein sie die Kraft ihrer Eigenart und die Gewähr einer unendlichen Verbesserlichkeit behaupten konnten, und durch ihren Sieg gaben sie der Menschheit die Entwicklung, die sie genommen; ihnen verdankt die ganze neue Welt, daß sie da ist so, wie sie da ist; und ihnen verdanken auch wir es, daß wir noch Deutsche sind.

Und als die Zeit der Religionskämpfe gekommen war, da waren es die deutschen Protestanten, die für die Freiheit von geistiger Knechtschaft sich erhoben und ihr Leben einsetzten. Nicht das Behagen äußeren Glückes war ihnen das Höchste; „der Himmel war es und die ewige Seligkeit, für welche sie willig ihr Blut vergossen.“ So kämpften sie aber nicht nur für sich, sondern auch für ihre noch ungeborene Nachkommenschaft, und „ewig wahr ist es,“ ruft Fichte aus, daß, „ein mutigeres und fröhlicheres Emporblicken von der Erde und eine freiere Regung des Geistes durch ihre Aufopferung in alles Leben der Folgezeit gekommen ist und die Nachkommen ihrer Gegner ebensowohl als ihre [eigenen] Nachkommen die Früchte ihrer Mühen bis auf diesen Tag genießen.“

Und nun ist das Volk ihrer Nachkommen erlegen dem Auslande: der Fremde hat die Gewalt, und auf dem Nacken des einst freien Volkes liegt das Joch der Knechtschaft, das, ach, leidet von vielen gar nicht als ein Joch empfunden wird. Wie konnte das bei diesem edelsten, echtsten Volke geschehen? Mit unerbittlicher Strenge sagt es Fichte dem Geschlechte seiner Tage ins Gesicht: Die Macht der Selbstsucht war der Grund, die Zerrüttung der sittlichen Denkungsart durch den nur sinnlich berechnenden Verstand. Wahren Wert aber hat nur das auf der Freiheit ruhende Sittliche, und seine Macht ist geschwunden! Da drängt sich die bange Frage auf: Gibt es noch eine Möglichkeit der Besserung? Mit einem Ja antwortet Fichte; doch zwei Bedingungen sind es, die erfüllt werden müssen; Besserung kann nur kommen durch unerbittliche Wahrhaftigkeit, die die Dinge nicht beschönigt, sondern sieht, wie sie sind, und dann durch Weckung echter Sittlichkeit im Volke.

Was aber versteht Fichte unter Sittlichkeit? Ihre Wurzel ist starker, lebendiger und schaffender Wille eines festen und gewissen Geistes; und wo er waltet, da treibt er den Menschen, nicht dem Gewordenen sich zu beugen, sondern selbst Geschichte zu machen, in die Zeit hineinerschaffend das durchaus Neue. Denn nicht ein Knecht, ein Herr aller Dinge soll der rechte Mensch sein; und das ist Freiheit. Das innerste Wesen des Menschen aber, das zur Entfaltung in dieser Welt bestimmt ist, stammt aus dem Ewigen, Göttlichen, Guten.

Nur ein Volk, in dem dies Wesen so aus dem Inneren heraus zur Verwirklichung drängt, ist wahrhaft ein Volk, und nur ein echter Sohn solches Volkes ist der eigentlichen und vernunftgemäßen Liebe zu seiner Nation fähig. Mißverständene Auffassung der in den Tiefen der menschlichen Seele wurzelnden Religion hat wohl gemeint, sie verlange Zurückziehung von den Angelegenheiten des Staates und der Nation. Aber „wenn es gleich wahr ist,“ sagt Fichte, „daß die Religion auch der Trost des widerrechtlich zerdrückten Sklaven ist, so ist dennoch vor allen Dingen dies religiöser Sinn, daß man sich gegen die Sklaverei stemme und, so man es verhindern kann, die Religion nicht bis zum bloßen Troste des Gefangenen herabsinken lasse.“ Der natür-

liche, d. h. gottgewollte Trieb des edel denkenden Menschen ist der, ewig Dauerndes zu verflößen in sein irdisches Tagewerk und das Unvergängliche im Zeitlichen selbst zu pflanzen; und jeder so denkende Mensch wünscht in seinen Kindern sein eigenes Leben auf eine verbesserte Weise zu wiederholen und damit Samenkörner zu streuen zu unendlicher Vervollkommnung seines Geschlechts. Gewähr hierfür aber bietet nur eine Ordnung der Dinge, die der Edeldenkende für selbst ewig anzuerkennen vermag, und die eben die geistige Natur der menschlichen Umgebung ist, aus der er selbst hervorgegangen: das Volk. Die nach verborgenem göttlichen Gesetze dem Volke verliehene Eigentümlichkeit ist das Ewige, dem der Edeldenkende sein Ewiges anvertraut und das er liebt mit seiner ganzen Seele. Liebe aber, die wahrhaft Liebe ist, haftet nie auf Vergänglichem, sondern sie erwacht und entzündet sich und ruht allein in dem Ewigen. Und das Vaterland ist etwas von sichtbarer und versinnlichter Ewigkeit; darum, wem ein solches überliefert ist, der kämpft bis auf den letzten Blutstropfen, um den teuren Besitz ungeschmälert wieder zu überliefern an die Folgezeit. Die Männer aber, die das Ewige begeistert, die müssen schließlich siegreich sein, denn immer und notwendig siegt diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist.

Das ist das meist mit Fichtes eigenen Worten gezeichnete Bild der Sittlichkeit, die er meint und die er als notwendige Bedingung für Erneuerung und Befreiung des Volkes in ihm geweckt wissen will. Das Mittel aber für solche Weckung wahrer Sittlichkeit im Volke ist ihm einzig Erziehung der Jugend des Volkes, Nationalerziehung, die die Liebe zum Guten als das Alles Beherrschende sichern muß.

Über die Art und Weise dieser Erziehung verbreitet sich Fichte in eingehendsten Erörterungen, und gegenüber der geistlosen und mechanischen Erziehungsweise, die bisher herrschend gewesen war, weist er mit allem Nachdruck auf die Geist und Leben weckende Erzieherwirksamkeit Pestalozzis hin, der damals in der Schweiz neue heilsame Bahnen einschlug. Darauf näher einzugehen, verbietet die Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit. Nur einen Gedanken, der uns seltsam berührt, aber im Zusammenhange der übrigen Gedanken Fichtes bedeutsame Stellung hat, will ich herausheben. Er legt sich die Frage vor, wie denn die von ihm als notwendig geforderte Erziehung zu wahrer, in der Liebe des Ewigen wurzelnder Sittlichkeit möglich ist, wo doch die Jugend geboren wird und aufwächst in einer Umwelt der Entartung. Kein anderes Mittel sieht er da, als die Vereinigung der Jugend in besonderen Anstalten, die sie vor den Einflüssen einer verderbten Welt der Erwachsenen bewahren. Aus dem Schoße der Familien sollen die Kinder hinweggenommen werden, um in reiner Umgebung zu festen, charaktervollen Männern und Frauen erzogen zu werden. So seltsam uns dieser Gedanke erscheint, in seiner spartanischen Herbheit paßt er wohl zu dem Manne, dem das Vaterland als Hülle des Ewigen alles war. Aber diese Erziehungsweise macht es doch allein noch nicht. Fichte selbst spricht es aus, daß all diese Erziehungsarbeit doch wohl vergeblich sein würde, wenn die so gebildete Jugend nach Vollendung der Erziehung in eine Umwelt treten werde, die noch vollständig unter dem Banne der Selbstsucht stehe. Deshalb verlangt Fichte, damit der volle Erfolg der Erziehung künftig eintrete, auch von den Erwachsenen die sittliche Arbeit, daß sie sich bereiten zu solchen Männern, an denen die herangewachsene Jugend einst Halt gewinne, nicht aber scheitere. Die Erwachsenen müssen um dieser Zukunft willen ganz Deutsche sein wollen, d. h. sittlichen Charakter entwickeln. Denn „deutsch sein und Charakter haben ist dasselbe.“ So wird Fichtes in der Sorge für die Zukunft ausgesprochene Forderung eine Forderung an seine Gegenwart, und nur als Gegenwartsforderung konnte sie die tiefe Wirkung haben, die sie gehabt hat.

Und nun zum Schluß der wuchtig andringende Aufruf an seine Hörer und die Männer seiner Zeit: Nicht rückwärts blicken, nicht anklagen und beschuldigen! sondern wer diese Stimme des Predigers vernimmt, der schauet vorwärts und fasse den geforderten Entschluß zum neuen, wahren Leben auf der Stelle, bei sich selbst, als Anmutung an sich selbst, gleich als ob er allein da sei und alles allein tun müßte. „Von Euch,“ so ruft er, „hängt es jetzt ab, ob Ihr das Ende oder der Anfang sein wollt, ob Ihr in Eurer Dumpfheit und Achtlosigkeit bleiben oder Euch ermannen wollt. Ermannet Ihr Euch, dann ist Euch ehrenvolle Fortdauer bestimmt, der

deutsche Name wird zum glorreichsten unter allen Völkern, und die Nation wird Wiedergebäerin und Wiederherstellerin der Welt.“

Der Wucht dieser Gedanken entspricht die Wucht der Worte; und jetzt fühlt man es, sie mußten so eckig, rauh und scharfkantig sein, um die höchste Wirkung herber und doch hinreißender Forderung zu haben. Aber wuchtiger noch war der Mann, der hinter diesen Worten und Gedanken stand, voll glaubensvoller, fester Ueberzeugung, voll reiner Klarheit und voll tatkräftiger Entschlossenheit, die auch den Tod nicht scheute, der dem Manne solchen Freimuts fast gewiß erscheinen mußte in einer Zeit, wo die Erschießung Palms von der rücksichtslosen, harten Entschlossenheit des Zwingherrn zeugte.

Zündend waren damals Fichtes Reden, und zündend sind sie trotz allem, was seltsam und fremdartig ist, noch jetzt für jeden, der Ohren hat zu hören. Fichtes Reden rufen auch uns auf, Männer und Frauen starken, reinen Willens und festen Charakters zu werden und zu sein, Männer und Frauen, die gerade auch um des Vaterlandes willen das Bewußtsein der Verantwortung für das kommende Geschlecht haben, in diesem Bewußtsein handeln und in der Erziehung der Jugend ernsteste und edelste Aufgabe sehen nicht nur für die, die im Sonderberufe der Lehrer und Erzieher stehen, sondern umfassend für alle Erwachsenen, besonders für die Eltern, die vor allen anderen, auch vor Lehrern und Erziehern, verantwortlich sind für ihre Kinder. In unserer Zeit macht es dem Vaterlandsfreunde oft Sorge, daß in unserm Volke die Selbstsucht wieder überhand nimmt und der Gedanke, daß der Einzelne nicht für sich allein da ist, sondern dem großen Ganzen dienen soll, mehr und mehr schwindet. Wohl wird oft genug von den Pflichten gegen das Vaterland gesprochen; aber unter den schönen Worten der Dienstwilligkeit dem großen Ganzen gegenüber birgt sich oft genug einseitige, ja einseitigste Sonderinteressenvertretung. So tritt auch in weiten Kreisen eine Neigung hervor, sich das Leben leicht zu machen und alle Störungen des eigenen Behagens möglichst fern zu halten, daher auch lässiger und schlaffer in der Zucht der Jugend zu sein und ihr schon früh gewisse Freiheiten und Genüsse zu gestatten, die für die Charakterentwicklung verhängnisvoll werden und der Gefahr der Zuchtlosigkeit entgegenführen müssen. Da können Fichtes Reden gerade auch heute aufrüttelnd wirken, und dies umso mehr, als in der Gegenwart das Haus den Fichteschen Gedanken, die Kinder der Familie zu entziehen und besonderen Anstalten anzuvertrauen, mit Recht als völlig unausführbar, ja undenkbar abweist, damit aber umso größere Verantwortung sich selbst zuweist. Wird die Mahnung, die uns aus Fichtes Reden entgegenklingt, nicht erfüllt, dann umhüllt sich die Zukunft unseres Volkes und unseres Vaterlandes. Erfüllen wir aber immer besser diese unsere heilige Erzieherpflicht und gerade damit auch die Pflicht, unser gesamtes eigenes Leben nach den aus Gott stammenden, ewig gültigen Gesetzen zu gestalten, dann dürfen wir hoffen, daß uns und den kommenden Geschlechtern und dem Vaterlande und damit auch der Menschheit Heil und Segen widerfahre. Möge denn das Geschlecht unserer Gegenwart, ohne erst durch schwere Zeiten der Not geführt werden zu müssen, sich für Fichtes entscheidende Gedanken empfänglich zeigen, wie das Geschlecht vor 100 Jahren es gewesen ist. Aus tiefer Erniedrigung erhob es sich zur freudig kühnen Tat der Befreiung und legte den Grund zur stolzen Einheit des deutschen Reiches, das uns jetzt umschließt. Der an der Spitze unseres Reiches steht, unser Kaiser soll und will in ernstem Pflichtbewußtsein des Reiches Schützer und Hüter sein und unserm Volke die Wege bahnen in eine immer schönere Zukunft, die immer reicher werde an dem, was rechten Deutschen wahrhaft wert ist. Seien wir ihm wackere Helfer; und des zum Zeichen und zum Gelöbniß lassen Sie uns einstimmen in den Ruf: Unser Kaiser und König, Wilhelm II., er lebe hoch!

II. Rede zur Entlassung der Abiturienten am 25. Februar 1911.

Meine lieben Abiturienten!

Sie stehen jetzt am Ende Ihrer Schulzeit; wenn Sie am Schluß unserer Feier unsere Aula verlassen, sind Sie keine Schüler mehr, und Sie treten in ein langersehntes Neues. Aber gerade dies Ende der Schulzeit lenkt die Gedanken doch auch zurück auf den Anfang derselben, auf den Augenblick, wo Sie, auch gehobener Stimmung, zum ersten Male unser Schulhaus mit dem Bewußtsein verließen: Jetzt bist du Schüler des Verdener Dom-Gymnasiums. Damals, als Sie in unsere Gemeinschaft aufgenommen wurden, hatten Sie mir in die Hand gelobt, mit Gottes Hilfe zu sein gottesfürchtig, wahrhaftig, fleißig, gehorsam und dankbar;*) und wohl könnte es sich jetzt geziemen, daß Sie sich die Frage vorlegen: Wie habe ich mein damaliges Gelöbniß erfüllt? Ich vermute, daß, wenn Sie Antwort, ehrliche Antwort geben wollten, ein Gefühl der Beschämung Sie beschleichen würde, da Sie sich doch sagen müssen, daß Sie so gar manches Mal hinter der im Gelöbniß liegenden Forderung zurückgeblieben sind. Aber es war ja ein Schülergelöbniß, das Sie einst abgelegt haben; nun hören Sie auf, Schüler zu sein; ist es nun damit nicht abgetan? So ist es doch nicht. Wohl war es ein Gelöbniß für die Schule; aber was Sie der Schule gelobten, hat Lebenswert; und wenn wir uns die Worte des Gelöbnisses vergegenwärtigen, so wird es uns klar werden, daß in ihnen Aufgaben bezeichnet sind, deren Erfüllung auch künftig von Ihnen zu Ihrem Heile gefordert wird, oder richtiger: deren Erfüllung Sie selbst zu Ihrem Heile von sich fordern müssen und, ich spreche die Hoffnung aus, von sich fordern werden.

Und nun lassen Sie uns jene fünf Worte des Gelöbnisses genauer betrachten und lassen Sie dieselben sich sagen, welche Bedeutung sie jetzt und auch künftig noch für Sie haben. Ich will mit dem Worte beginnen, das Sie einst zuletzt, und mit dem schließen, das Sie einst zuerst gelobt haben, und will so zunächst von der Dankbarkeit reden.

Ihr Herz ist jetzt über den Erfolg, den Sie gehabt haben, mit Freude erfüllt; und mit der Freude verbindet sich in unbefangenen natürlich empfindenden Gemütern ein Dankbarkeitsverlangen, das, in die Klarheit des Bewußtseins getreten, zum Gefühl des Dankes gegen den wird, dem die Freude zu verdanken ist. Nun haben Sie Ihren Erfolg ganz gewiß in besonderem Maße dem eigenen Eifer zu danken, aber ihm doch nicht allein. Jahrelang hat das Dom-Gymnasium Sie gehegt und geleitet, und wir Lehrer, in denen das Dom-Gymnasium zum Teil sich verkörpert, haben eifrig an Ihrem Erfolge mit gearbeitet. Gebührt da nicht auch uns ein Dank nicht nur aus Ihrem Munde, sondern auch in Ihrem Herzen? — Gewiß, mit unserer Arbeit an Ihnen haben wir Lehrer nur unsere Pflicht erfüllt, die wir im Dienste am Ganzen unseres Volkes auf uns genommen haben; und darf man für eine schuldige Leistung Dank erwarten oder gar verlangen von dem, der Gewinn von dieser Leistung hatte? Solche Forderung ist unberechtigt, wenn es sich um Leistungen handelt, die einem reinen Rechtsverhältnisse entspringen, wie denn z. B. gewiss der Kaufmann, der Handwerker, der mir etwas lieferte, keinen unmittelbaren Anlaß hat, mit ausdrücklichem Danke die Bezahlung von mir entgegenzunehmen; und es wäre töricht von mir, wollte ich da Dank verlangen. Und doch! Wie der Handwerker sich freuen mag, wenn das bei ihm bestellte Gerät bei der Lieferung mit dankender Anerkennung entgegengenommen wird, so ist es auch für den Bezahler erfreulicher, wenn die Bezahlung mit freundlichem Danke empfangen wird, als wenn der Empfänger die Bezahlung mit geschäftlicher Kühle einfach als erfolgt feststellt. Durch einen freundlich ausgesprochenen Dank wird das Rechtsverhältnis gleichsam vermenschlicht.

*) „Ich verspreche mit Gottes Hilfe zu sein gottesfürchtig, fleißig, gehorsam und dankbar“ ist das Gelöbniß, das in Schulpforta die neuen Schüler bei ihrer Aufnahme ablegen. Ich habe dies Gelöbniß nach Verden herübergenommen, aber später noch „wahrhaftig“ hinter „gottesfürchtig“ eingefügt.

Denn wie Höflichkeit im allgemeinen ein Öl ist, das die Räder im Getriebe menschlicher Beziehungen glatter sich drehen und geräuschloser ineinander greifen läßt, so ist Ausdruck des Dankes im besonderen ein kleines, aber wirksames Mittel, die kalte Starrheit des Rechtes zu erweichen und beide Teile gemüthlich sich näher treten zu lassen. Und das ist etwas wert in einer Welt, in der die einzelnen immer mehr dazu verleitet werden, nur an sich zu denken, gleichgültig an ihren Mitmenschen vorüberzugehen, sie nur als Mittel für die eigenen Zwecke zu betrachten und dann allerdings auch gleiche Behandlung von andern sich gefallen lassen zu müssen. Aber, um zurückzukehren, hat denn zwischen Ihnen und uns Lehrern ein ausschließlich rechtliches Verhältnis bestanden? Haben wir Ihnen gegenüber wirklich bloß kühl und kalt das getan, wozu wir rechtlich verpflichtet waren? Hat nicht Interesse für Sie, Wohlwollen, Zuneigung, Besorgtheit für Ihr Wohl unsere Lehrertätigkeit begleitet und innerlich belebt? Haben Sie nicht einen Hauch des Geistes empfunden, der uns erfüllte, und der Gesinnung, die unserm Tun erst seinen rechten Wert gab? Und ist die Gesinnung, die warmen Herzens nur das Wohl des anderen zu fördern sucht, nicht des Dankes wert? Gewiß. Aber wahrhaftig nicht um unsertwillen begehren wir Ihren Dank. Täten wir es, wir hätten unsern Lohn dahin. Nein, um Ihretwillen wünsche ich es Ihnen, daß Sie erfüllen, was Sie einst gelobten, dankbar zu sein. Denn wer für Dienste, die ihm in herzlicher Geneigtheit um seines Wohles willen geleistet sind, nicht dankbar ist, der verstopft sich selbst eine Quelle, aus der ihm wahre Beglückung und Förderung seines inneren Menschen zuströmen würde. Wohltat wie Dankbarkeit schlingt ein festes Band um die Menschen und eint sie, und das Bewußtsein solcher Einheit beglückt und hebt, es durchwärmt das Menschenherz und macht den Menschen besser. So meine ich es, wenn ich Ihnen ein dankbares Herz wünsche; und Sie verstehen es, daß ich gar nicht mehr eigentlich an die Dankbarkeit denke, die Sie unserer Schule bewahren mögen, sondern an die stete, auch Ihr ganzes künftiges Leben durchdringende Bereitwilligkeit, für jede, auch die kleinste Wohltat gern und herzlich dankbar zu sein. Daß Sie dann selbst Menschen und Männer werden, die gern tun, was rechten Dankes wert ist, des habe ich gute Zuversicht.

Weiter hatten Sie gelobt, gehorsam sein zu wollen. Nun, Gehorsam in dem Sinne, wie Sie ihn einst der Schule versprochen, wird nicht mehr von Ihnen gefordert. Denn für Sie ist jetzt die Zeit der Vormünder vorbei; Sie sind mündig und frei geworden. Und doch: Freiheit ist nicht Ungebundenheit; auch für Sie, die wir jetzt reif und damit freigesprochen, gibt es noch die Gebundenheit und Pflicht eines Gehorsams, der in freiem Entschlusse geleistet sein will, d. i. der Gehorsam sich selbst, dem eigenen besseren Selbst, dem Gewissen gegenüber. Nicht sollen Sie künftighin fremde Zuchtmeister haben, aber Sie selbst sollen für sich diese Aufgabe erfüllen und so sich selbst ziehen und leiten zu dem, was recht und gut ist. Sie selbst sollen sich von nun an behüten und schützen vor den mancherlei Verführungen, die an Sie herantreten, und sollen sich gerade fremden Einflüssen gegenüber bewahren in selbständiger Freiheit und Treue gegen sich selbst. Solcher Gehorsam macht wahrhaft frei und unabhängig; und so gilt es für Sie, die Sie stolze, freie Männer werden sollen, in Ihrem ganzen Leben gehorsam zu sein der Stimme, die Sie zum Höchsten beruft, was Menschen bestimmt ist.

Fleißig zu sein, hatten Sie auch einst versprochen. Daß Fleiß allein sicher zum Ziele führt, haben Sie durch Ihre eigene Erfahrung gelernt, und Sie sagen es sich selbst, daß auch alle künftigen Erfolge, die Sie und wir für Sie erhoffen, nur unter der Bedingung fortgesetzten, anhaltenden, treuen Fleißes Ihnen zuteil werden können. Augenblicklich genießen Sie eine wohlverdiente schöne Zeit des Ausruhens und der Erholung, doch nur, um bald mit neuem Fleiße neuen Aufgaben zur Vorbereitung für selbstgewählten Beruf sich zu widmen. Denn unser Menschenleben muß, wenn es köstlichen Wert gewinnen soll, Arbeit sein, und die Zeiten arbeitsfreier Ruhe oder belebenden anregenden Genusses dürfen nur die notwendigen kürzeren oder längeren Pausen sein für Sammlung neuer Arbeitskraft. Arbeit und Erholung, Ruhe und angespannter Fleiß waren Ihnen bisher durch die Ordnung der Schule im gewissen Sinne geregelt, wenn Sie auch bereits genug Gelegenheit hatten, selbst regelnd ihren Wechsel mitzubestimmen. Von nun an wird aber

für einen großen Teil von Ihnen die Verantwortung für die richtige Bestimmung des Wechsels zwischen fleißiger Arbeit und erfrischender Ruhe ausschließlich in Ihre Hand gelegt sein. Beweisen Sie Ihre Reife darin, daß Sie dieser Verantwortung würdig entsprechen. Feste Tagesordnung ist da von größter Bedeutung. Lassen Sie sich vor allem den Segen, der auf der Arbeit in den frühen Morgenstunden ruht, nicht entgehen, und machen Sie es sich zum festen Grundsatz, daß für gewöhnlich der ganze Vormittag ernster Arbeit geweiht werde und erst am Nachmittag und Abend neben etwaiger Arbeit Sie sich den Genuß und die Freude schaffen, die aus freier Gottesnatur, aus Liebhaberbeschäftigungen und aus geselligem Verkehr uns quellen. Führen Sie diesen Grundsatz durch, so werden Sie mit dem Bewußtsein gut angewandter Zeit zugleich Frische und Freudigkeit und das beglückende Gefühl allmählich immer mehr sich steigender Schaffenskraft gewinnen, und so wird Ihr Fleiß Ihnen reichste Frucht bringen. Von wie entscheidender Bedeutung aber der Fleiß ist, das möge Ihnen noch besonders nachdrücklich das Bekenntnis Goethes sagen, der das Wesen des Genies im Fleiße fand. Ohne Fleiß wird auch der Begabteste verkommen und zu Grunde gehen; und mit Fleiß wird auch der schwächer Begabte die Fähigkeit einer Tätigkeit gewinnen, die anderen zu Nutz und Frommen und ihm selbst zum Heile gereicht.

Das Versprechen, wahrhaftig zu sein, habe ich erst später in die Reihe der Versprechungen aufgenommen, die ich mir ausdrücklich von den neuen Schülern aussprechen lasse. Ich habe es getan, weil die Erinnerung an die Pflicht der Wahrhaftigkeit mir, je länger ich Schüler beobachtete, um so wichtiger erschien; offenbart sich doch gerade in der Wahrhaftigkeit hoher und edler Sinn, den wir zum köstlichen Besitze eines jeden unserer Schüler machen möchten, damit er ihn unverlierbar bis an sein Ende in die Arbeit und den Kampf des Lebens mit hinausnehme. Von wem wird denn gelogen? Von denen, die Furcht haben, Furcht vor der Verantwortung für ihr Tun, für ihre Lässigkeit und für ihre Verkehrtheiten, Furcht vor Strafe. Der Trieb, der Strafe sich zu entziehen, scheint so natürlich zu sein, daß mancher denkt, jedes Mittel müsse berechtigt sein, wenn es nur vor Strafe bewahre, und der Trieb der Selbsterhaltung mache sich hier eben mit Übergewalt geltend. Gewiß ist es bei vielen so, aber darum ist es doch nie und nimmer berechtigt. Nicht will ich hier die Lebensklugheit des Sprichworts betonen, daß Lügen kurze Beine haben und schließlich doch an den Tag kommen und daß man schon einfach aus Klugheit wahr sein solle. Gelegentlich mag manche Einzellüge unentdeckt bleiben. Aber was ist die Folge davon? Entweder: der Lügner freut sich seines vermeintlichen Erfolges und wird bestärkt, zur Lüge immer von neuem seine Zuflucht zu nehmen und auf seinem Lügenwege zu beharren; dann aber sinkt er tiefer und tiefer, wird gemeiner, scheuer, liebeleerer und wird mehr und mehr in ein von anderen gelöstes Sonderleben hineingedrängt, weil seine Umgebung instinktiv allmählich immer deutlicher ein Gefühl davon bekommt, daß ihm fehlt, was die Grundlage aller menschlichen Gemeinschaft ist: Vertrauen und Vertrauenswürdigkeit; und wenn auch manche Lüge unentdeckt bleibt, der Lügner wird schließlich doch einmal entlarvt und erntet seinen Lohn. Oder: wer gelogen hat, wird seiner Lüge nicht froh, er fühlt sein Gewissen beschwert und empfindet etwas von dem, was Iphigenie ausruft:

„O weh der Lüge, sie befreiet nicht
Wie jedes andre wahrgesprochne Wort
Die Brust; sie macht uns nicht getrost; sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend, sich zurück
Und trifft den Schützen.“

Wohl dem, der so empfindet und den solche Empfindung zur Wahrhaftigkeit treibt, weil er sich schämt, gelogen, damit sich selbst befleckt und die fesselnde Kette nur fester und schmerzender um den edlen Sklaven in seinem Inneren gezogen zu haben, dem er doch die Freiheit schuldig ist. Denn „— wahrhaftig zu sein, ist menschliche Tugend und scheidet Ewig den edleren Geist